

Christof Rolker

Das Spiel der Namen

Familie, Verwandtschaft und Geschlecht
im spätmittelalterlichen Konstanz



JAN THORBECKE VERLAG

*à Christiane,
mon héroïne*

Für die Schwabenverlag AG ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten

© 2014 Jan Thorbecke Verlag der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.thorbecke.de

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: Männerkopf oben: StadtA Konstanz B I 58; Urkunde unten: StadtA Konstanz U 8360.

Druck: Memminger MedienCentrum, Memmingen

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-7995-6845-6

Vorwort

Einen Namen hat ein jeder, und sowohl unsere Ruf- als auch unsere Familiennamen teilen wir jeweils mit anderen. Zugleich ist der eigene Name aber etwas Individuelles, und nicht nur werdende Eltern wissen, wie wichtig die Frage nach dem richtigen Namen ist. Den Rufnamen für ein Kind zu finden, ist eine heikle Aufgabe, den eigenen Namen zu ändern, kann ein dramatischer Akt sein, seine unfreiwillige Änderung traumatisch – in solchen Situationen zeigt sich, dass Namen emotional stark aufgeladene Zeichen sind, die mit unserer individuellen Identität ebenso wie mit unseren sozialen Beziehungen zu tun haben.

Was für den Alltag plausibel und vertraut ist, wurde in der vorliegenden Arbeit für das Studium von spätmittelalterlichen Gesellschaften genutzt, von deren Mitgliedern oft nur wenig mehr als der Name geblieben ist. Das aber, so sollen die Untersuchungen zeigen, ist nicht wenig; verwandtschaftliche wie nicht-verwandtschaftliche Sozialbeziehungen, das Verhältnis der Geschlechter und vieles andere mehr wurde durch Namen nicht einfach abgebildet, sondern gestaltet.

Bis aus diesen Ideen ein Buch werden konnte, hat es lang gedauert. Meine Beschäftigung mit Namen und den vielfältigen Umgangsweisen mit Namen geht zurück auf eine Anregung von Prof. Dr. Gabriela Signori im Jahr 2007. Die ersten Vorarbeiten zu der nun vorliegenden Monographie entstanden dann im Rahmen des von Gabriela Signori und mir geleiteten Projekts „Geschlecht, Namenwahl und Eheschließung. Zur Konstruktion sozialer Identität in der spätmittelalterlichen Stadtgesellschaft“. Ein Jahr als Fellow am Kulturwissenschaftlichen Kolleg Konstanz (2008/09) erlaubte es mir, meine Forschungen in Ruhe zu vertiefen und gab mir das Vertrauen, das geplante Buch zu einer Habilitationsschrift auszubauen. Im Sommer 2012 konnte ich diese an der Universität Konstanz einreichen; für den Druck habe ich sie nur geringfügig überarbeitet.

Mein herzlicher Dank gilt dem Exzellenzcluster „Kulturelle Grundlagen von Integration“ für die Aufnahme in das Kolleg ebenso wie für die Förderung des Gesamtprojektes. Im Rahmen des Projekts konnte ich mich mit Lilach Assaf (jetzt Zürich), Karin Czaja, Daniela Fuhrmann (jetzt Zürich) und anderen Kolleginnen und Kollegen immer wieder austauschen, was mir und meiner Arbeit gleichermaßen gut tat. Prof. Dr. Christiane Klapisch-Zuber (EHESS Paris), Prof. Dr. Gabriela Signori (Konstanz), Prof. Dr. Simon Teuscher (Zürich) und Prof. Dr. Dorothea Weltecke (Konstanz) haben die Begutachtung meiner Habilitationsschrift übernommen, wofür ich ihnen ebenso danke wie für zahlreiche Gespräche und Anregungen. Dem Leiter des Konstanzer Stadtarchivs, Herrn PD Dr. Jürgen Klöckler, gilt mein Dank für die Aufnahme in die Reihe „Konstanzer Geschichts- und Rechtsquellen“. Jürgen Klöckler und seine Mitarbeiter im Stadtarchiv, Norbert Fromm und Michael Kuthe, haben meine Forschungen

mit den dortigen Quellen sehr erleichtert und mir in vielen Fragen geholfen. Die außerordentlich zuverlässigen Findbücher, die Herr Kuthe in jahrzehntelanger Arbeit erstellt hat, werden hoffentlich noch vielen Nutzern eine ähnlich große Hilfe sein, wie sie es mir waren.

Konstanz, im Juni 2014

Inhalt

1	Das Spiel der Namen: Praktiken der Zugehörigkeit	9
1.1	Viele Namen, viele Zugehörigkeiten	9
1.2	Viele Namen, viele Disziplinen: Zugänge der Forschung	13
1.3	Fragestellung und Begrifflichkeit: Soziale Praktiken, Verwandtschaften, Subjekt, Zugehörigkeit	30
2	Mittelalterliches Reden und Schweigen von Namen	37
2.1	Ein Kontrastbild: Der „bürgerliche Name“	38
2.2	Reden über Namen: Etymologie, Grammatik und Exegese	42
2.3	Normierungen und Nichtnormierungen	56
2.4	Zusammenfassung	70
3	Das „europäische Namensystem“ I: Die Rufnamen	73
3.1	Namensystem und Namenspraktiken	73
3.2	Neubildung, Namensvariation, Nachbenennung	74
3.3	Taufnamen: Zur Geschichte einer doppelten Initiation	78
3.4	Die „Namenrevolution“ des Hochmittelalters	81
3.5	Monotonie, Polysemien und Widersprüche im „europäischen Namensystem“	99
4	Familienangelegenheiten: Rufnamen im spätmittelalterlichen Konstanz ...	103
4.1	Fragestellung und Quellenlage	103
4.2	Welche Namen? Die häufigsten Rufnamen in Konstanz	107
4.3	Wessen Namen? Nachbenennungen nach Eltern, Heiligen, Verwandten	114
4.4	Warum Nachbenennen? Mimesis und Nachbenennung	132
4.5	<i>Der sîn des vatters halttet sich / Die dochter ist der mütter glich:</i> Eine Zusammenfassung	144
5	Taufe, Patenschaft und Namengebung	147
5.1	Geistliche Eltern? Aufgabe und Funktionen von Paten im späten Mittelalter	147
5.2	Geselligkeit, Gabentausch und Gottesdienst	154
5.3	Patinnen und Paten in Konstanz um 1500	159
5.4	Patenschaft und Nachbenennung	168

6	Das europäische Namensystem II: Familiennamen	179
6.1	Was sind Familiennamen?	179
6.2	Entstehung der Familiennamen: Zwei Modelle	180
6.3	Äußerliche Ähnlichkeiten und innere Spannungen	194
6.4	Schlussfolgerungen	214
7	Familiennamen in Konstanz (ca. 1170 – ca. 1370)	215
7.1	Bei- und Familiennamen in den Konstanzer Urkunden	215
7.2	Namengebung und Gruppenbildung in Konstanz	226
7.3	Führung und Nichtführung von Familiennamen	233
7.4	Männliche und weibliche Namenführung im 14. Jahrhundert	242
7.5	Familiennamen – aber welche Familie?	259
8	Katz-und-Zunft-Spiele: Namen und politische Ordnung (1342 bis ca. 1500)	263
8.1	Zur Aufwertung der Abstammung in den innerstädtischen Konflikten	263
8.2	Die <i>geschlechter</i> und ihre Namen im ausgehenden 15. Jahrhundert ...	282
8.3	Das <i>geschlecht</i> – „die“ Verwandtschaft?	319
9	Nennen und genannt werden: Identifizierungsprotokolle im Verwaltungsschriftgut des 15. und frühen 16. Jahrhunderts	323
9.1	Die Konstanzer Steuerbücher des Mittelalters	323
9.2	<i>Hennsli, Hanns</i> und <i>Johann</i> : Das „Problem“ der Homonymie	325
9.3	Familiennamen – „eindeutige“ Bezeichnungen?	330
9.4	<i>60 man, darunter 12 wittwen</i> : Die Zünfte und die Frauen	338
9.5	Semantik und Sozialstruktur: Der Blick der Obrigkeit	342
10	Namen, Namenssysteme und „Regeln“: Zusammenfassung und Analyse ...	345
10.1	Namensysteme, Verwandtschaftsformen, Großerzählungen	346
10.2	Namenspraktiken in und um Konstanz (ca. 1370 – ca. 1510)	350
10.3	Regelhaftigkeit, Regelbefolgung und Regelfolgen	354
10.4	Namenspraktiken als Regelfolgen	371
11	Quellen und Literatur	375
11.1	Quellen	375
11.2	Internet-Ressourcen	394
11.3	Sekundärliteratur	394
	Register	439
	Index nominum	451

1 Das Spiel der Namen: Praktiken der Zugehörigkeit

1.1 Viele Namen, viele Zugehörigkeiten

Non ego sum: Isengrim sagt, wer er (nicht) ist

Ich bin nicht der, für den Du mich hältst, Du täuschst Dich; den gleichen Namen habe ich, aber ich bin ein anderer Wolf. Ich nenne mich Isengrim, wie dieser, den Du hier zu sein wähnst; ich bin ihm dem Namen nach, doch nicht in Tugend gleich. Sein Patensohn zu sein, rühme ich mich, kann aber leider nicht behaupten, er selbst oder sein Sohn zu sein. Dennoch danke ich dem Schicksal, dass mir sein Name geschenkt wurde, dass ich ein ähnliches Antlitz habe und mit einer ähnlichen Stimme gesegnet bin.¹

Der hier nicht mehr er selbst sein will, ist der Wolf Isengrim aus dem gleichnamigen Tierepos aus der Mitte des 12. Jahrhunderts.² Er hatte sich als Einsiedler ausgegeben, um sich der Pilgergruppe des Fuchses Reinard anzuschließen, die er als seine Brüder (*fratres*) begrüßt, aber auszurauben hoffte. Der Fuchs jedoch hatte bereits eine Falle vorbereitet und drehte den Spieß um, indem er den Bruder in Christo kurzerhand zu seinem leiblichen Onkel erklärte, dessen Name, Gesicht und Stimme er wiedererkenne. Isengrim lässt sich zunächst gerne von seinem neu gewonnen Neffen einladen, doch als er merkt, dass das Essen seinen Tod vorbereiten soll, leugnet er die bis dahin akzeptierte Anrede, um sich verabschieden zu können: Er sei gar nicht Isengrim, der Onkel (*patruus*), auch nicht der leibliche Sohn (*filius*), sondern der Patensohn (*filiolus*), der allerdings Name, Gesicht und Stimme seines Paten (*patrinus*) erhalten habe. Das Argument verfängt, und auch wenn der Fuchs seine Einladung wiederholt – er wolle als Neffe den abwesenden Onkel in Gestalt von dessen Patensohn bewirten – kann Isengrim in der neuen Rolle Abschied nehmen. Dennoch, erinnert ihn der Fuchs an seine verwand-

1 *Ysengrimus* IV, 427–434 (ed. Mann, 386): *Non ego sum, quem me ipse refers, vice falleris ista; Nomen idem teneo, sed lupus alter ego. Nominor Ysengrimus, ut is, quem reris adesce; Nomine sum compar, sed probitate minor. Huius filiolum me gloriator esse, sed ipsum Ipsius aut prolem non potuisse queror. Plaudo tamen fatis, quod nomine donor eodem, Quod similem vultum porto sonique decus.* (Eigene Übersetzung.)

2 Siehe allgemein Jill Mann, *Historical dimensions*, in: *Ysengrimus. Text with translation, commentary and introduction*, hg. von eadem, Leiden 1987, 77–181, dort 160–163 auch zur Datierung. Außer der bei Mann angeführten Literatur siehe zum Kontext v. a. Uwe Ruberg, *Verwandtschaftsthematik in den Tierdichtungen um Wolf und Fuchs vom Mittelalter bis zur Aufklärungszeit*, in: *Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur* (PBB) 110 (1988), 29–62, hier v. a. 36–37.

schaftlichen Pflichten, solle Isengrim noch einen Abschiedstrunk annehmen und „so behandelt werden, wie er uns behandelt hätte“. Isengrim erkennt darin ein im wahrsten Sinne vergiftetes Kompliment, das er weder zu beantworten vermag noch abzulehnen; „gefangen zwischen zwei Übeln“, der Ablehnung und der Annahme des Bechers, bricht er schließlich die Kommunikation mit dem redegewandten Fuchs ab und sucht sein Heil in der Flucht.

Namen, Zugehörigkeiten, Verwandtschaften im Mittelalter

Es ist eine fremde Welt, in der Fuchs und Wolf ihre Verhandlungen führen. Noch am vertrautesten, weil einem verbreiteten Klischee vormoderner Gesellschaften entsprechend, ist die Dominanz der Verwandtschaft: Wer ein Mensch sei und wie Menschen interagierten, so die Annahme, sei in diesen Gesellschaften eben durch Verwandtschaft bestimmt gewesen, insbesondere durch Abstammungsbeziehungen. Der Name, der vom Vater auf den Sohn übergeht, scheint diese Zuweisung eindeutiger, vorgegebener und unproblematischer Identitäten aufs Beste zu symbolisieren.³ Das verwandtschaftliche Reden und Handeln, um das es dann geht, ist aber schon weit weniger vertraut: Nichtverwandte reden einander als Brüder oder Onkel an, Patenkinder ähneln ihren Paten körperlich, der abwesende Onkel kann erwarten, in Gestalt seines Patenkindes bewirtet zu werden. Wer mit wem wie verwandt sei, erscheint im *Ysengrimus* nicht nur als Aushandlungssache, sondern bezieht sich auf ganz andere Beziehungen als die aus der Moderne vertrauten.

Um diese Vielfalt von verwandtschaftlichen Beziehungen und die Rolle der Namen in diesem Spiel soll es in der vorliegenden Arbeit gehen. Die Allgegenwart der Verwandtschaft, die Vielfalt der so benannten Beziehungen und die Notwendigkeit von Aushandlungen hängen dabei eng zusammen. Beinahe alle Sozialbeziehungen wurden im Mittelalter als Verwandtschaften gedacht und benannt: Geistliche und weltliche Obere wurden als Väter und Mütter tituliert, Amtsvorgänger als Vorfahren imaginiert, geist-

3 Vgl. die Charakterisierung archaischer (keineswegs mittelalterlicher) Gesellschaften bei Thomas Luckmann, On the evolution and historical constructions of personal identity, in: Unverwechselbarkeit. Persönliche Identität und Identifikation in der vormodernen Gesellschaft, hg. von Peter von Moos, Köln 2004, 185–206, hier 197–198: „Kinship, complex in its fine terminological and behavioral differentiations, was clearly, hierarchically organized. Social interaction and social relations in these societies were defined mainly in terms of the kinship structure, if not always ‘realistically’, then at least metaphorically. Interactions, which we would regard because of their obvious function as economic, political or religious, were integrated into the kinship system. Thus not only the earliest but also most of the later social relations belonged to the kinship sphere. Personal identities were formed exclusively in immediate, face-to-face and intimate social relations. [...] The formation of personal identity was relatively unproblematic.“

liche und laikale Gruppen waren als Bruderschaften verfasst, Freunde und Verwandte, ja alle Christen wurden als Brüder und Schwestern angedredet, von Beichtvätern und Pfarrkindern, Bluts- und Waffenbrüdern ganz zu schweigen.⁴ Die normativen Quellen weisen einen beeindruckend systematischen Gebrauch dieser Terminologie auf,⁵ in anderen Quellen ist zwischen metaphorischem und nicht-metaphorischem Sprachgebrauch oft schwer zu unterscheiden.⁶ Aber ob es um präzise Rechtsfolgen oder eher vage Erwartungshaltungen unter *fründen* ging, das verwandtschaftliche Sprechen war eine Appellation an vielfältige Verhaltensnormen, die einander teils verstärkten, teils im Widerspruch zueinander standen.

„Die“ Verwandtschaft war mithin kein Verband,⁷ sondern viele teils überlappende, teils separate soziale Gruppen beschrieben die Beziehungen ihrer Mitglieder untereinander und ihre normativen Erwartungen an diese in einem verwandtschaftlichen Vokabular. Je mehr solcher Beziehungen es gab, und je weniger stabil die Grenzen der Gruppen, desto wichtiger waren Zeichen, die die Gruppe insgesamt repräsentieren konnten und die die Zugehörigkeit des oder der Einzelnen sichtbar machten.⁸ Hierfür, so die erste Arbeitshypothese, spielten Namen eine zentrale Rolle: Namen wurden genutzt, um verwandtschaftliche Beziehungen sichtbar zu machen, häufig (wie auch im *Ysengrimus* vorausgesetzt wird), indem ein Kind den Namen eines Verwandten erhielt, oder indem Verwandtengruppen einen gemeinsamen Namen führten.

Diese Zeichen, so die nächste Annahme, waren nie eindeutig und bedurften grundsätzlich der Interpretation. Im *Ysengrimus* ist die Verhandlung über die Beziehungen zwischen Wolf und Fuchs in die Frage nach der Identität des Wolfes gekleidet: Ist er Isengrim, der Onkel, dessen gleichnamiger Sohn oder dessen ebenfalls gleichnamiges

4 Vgl. etwa Gert Melville, Vorfahren und Vorgänger. Spätmittelalterliche Genealogien als dynastische Legitimation zur Herrschaft, in: Die Familie als sozialer und historischer Verband. Untersuchungen zum Spätmittelalter und zur frühen Neuzeit, hg. von Peter-Johannes Schuler, Sigmaringen 1987, 203–309, Gabriela Signori, Vorsorgen – vererben – erinnern. Kinder- und familienlose Erblasser in der städtischen Gesellschaft des Spätmittelalters, Göttingen 2001, Kap. 3 („Familie/familia“) und Klaus van Eickels, Der Bruder als Freund und Gefährte. Fraternitas als Konzept personaler Bindung im Mittelalter, in: Die Familie in der Gesellschaft des Mittelalters, hg. von Karl-Heinz Spieß, Ostfildern 2009, 195–215.

5 Anita Guerreau-Jalabert, Sur la structure de parenté dans l’Europe médiévale, in: Annales ESC 36 (1981), 1028–1094, 1033–1045.

6 Gabriela Signori, Geschwister. Metapher und Wirklichkeit in der spätmittelalterlichen Denk- und Lebenswelt, in: Historical Social Research 30 (2005), 15–30.

7 Joseph Morsel, Geschlecht und Repräsentation. Beobachtungen zur Verwandtschaftskonstruktion im fränkischen Adel des späten Mittelalters, in: Die Repräsentation der Gruppen. Texte – Bilder – Objekte, hg. von Otto Gerhard Oexle, Göttingen 1998, 259–325, 314–315.

8 Otto Gerhard Oexle, Soziale Gruppen in der Ständegesellschaft, in: Die Repräsentation der Gruppen. Texte – Bilder – Objekte, hg. von Otto Gerhard Oexle, Göttingen 1998, 9–44, 33–34; Morsel, Geschlecht und Repräsentation, 314–315; Jack Goody, Comparative studies in kinship, London 1969, 103–105, alle drei im Anschluss an Max Weber.

Patenkind? Im Alltag dürften solche Fragen meist, wenngleich nicht immer,⁹ pragmatisch zu klären gewesen sein. Eindeutig waren Namen auch für vollständig informierte Zeitgenossen deshalb noch lange nicht: Hieß ein Kind, das sich seinen Namen mit dem leiblichen Vater und einem Paten teilte, nach dem einen oder dem anderen, nach beiden oder keinem? Nachbenennungen mögen als wenig subtile Praxis erscheinen, aber gerade wo sie vielfach genutzt werden, mussten Zeitgenossen (und müssen Historiker) immer wieder zwischen relevanten und nicht relevanten, einfachen und mehrfachen Gleichnamigkeiten unterscheiden. Erst recht ist dies anzunehmen, wenn Menschen nacheinander oder gleichzeitig mehrere Namen trugen – seit Aufkommen der Familiennamen der Normalfall der mittelalterlichen Anthroponymie.

Aus Sicht der Namengeber bedeutete die Vielfalt der Beziehungen, die durch Namen zum Ausdruck gebracht werden konnte, zweierlei: Einerseits hatten sie, je mehr dieser Praktiken sozial anerkannt waren, desto größere Wahlmöglichkeiten; andererseits war die Absicht, mit der sie einen bestimmten Namen auswählten, aus den gleichen Gründen keine eindeutige oder endgültige Festlegung. Beides aber, die Wahlmöglichkeiten bei der Namengebung und die Interpretationsbedürftigkeit der Namen, ist Bedingung dafür, dass man in Bezug auf die Namen von Kommunikation reden kann und Namen als Medien, nicht nur als Epiphänomene der jeweiligen Beziehungen verstehen kann. Der Plural ist wichtig, denn Namen können nicht nur mehrfache, sondern auch konkurrierende Zugehörigkeiten ausdrücken.¹⁰ Personen, die mit mehreren Namen, und Namen, die mit mehreren Bedeutungen daherkommen, lenken den Blick darauf, dass nicht nur Namengeber Wahlmöglichkeiten hatten, sondern auch Namensträger sich mit verschiedenen Namen nennen konnte und Dritte jeden dieser Namen interpretieren mussten.

Damit sind, als letzte Arbeitshypothese, die Nutzungen von Namen grundsätzlich als soziale Praktiken zu verstehen. Als solche folgen sie Regeln, enthalten das Wissen um diese Regeln, aber auch die Widersprüchlichkeiten verschiedener Regeln und das Wissen, wie gegen die Regeln gehandelt werden kann. Gerade widersprüchliche Zugehörigkeiten sind geeignet, Wahlmöglichkeiten erkennen zu lassen,¹¹ die aber auch den unauffälligen, regelkonformen, „normalen“ Praktiken zugrunde liegen. Nicht die „Einzigartigkeit“ der Namen oder der möglichst spektakuläre Umgang mit ihnen, sondern die alltäglichen Akte des Nennens sind Handlungen des oder der Einzelnen, um sich und andere auf bestimmte Zugehörigkeiten festzulegen, an diese zu erinnern – oder auch nicht.

Die Vergabe, Nutzung, Führung, Nicht-Führung und Änderung von Namen sollen in der vorliegenden Arbeit also als soziale Praktiken untersucht werden, mit denen Men-

9 Natalie Zemon Davis, *The Return of Martin Guerre*, Cambridge, Mass. 1983.

10 Christof Rolker und Gabriela Signori, Einleitung: Zugehörigkeiten – Identitäten, in: *Konkurrierende Zugehörigkeit(en). Spätmittelalterliche Praktiken der Namengebung im europäischen Vergleich*, hg. von Christof Rolker und Gabriela Signori, Konstanz 2011, 7–13, 11–12.

11 Vgl. Miri Rubin, *Small groups. Identity and solidarity in the late Middle Ages*, in: *Enterprise and individuals in fifteenth-century England*, hg. von Jennifer Kermode, Stroud 1991, 132–150, 148.

schen im Mittelalter versuchten, Zugehörigkeiten festzulegen, zu bestätigen, in Erinnerung zu rufen, zu ändern oder in Frage zu stellen. Besondere Aufmerksamkeit soll den verschiedenen Interpretationen der gleichen Namen ebenso wie verschiedenen Formen der Mehrnamigkeit geschenkt werden, denn sie produzieren die Mehrdeutigkeit, die es ermöglichte, das Zeichensystem der Namen vielfältig zu nutzen. Vor allem seit mit der Zweinamigkeit von Ruf- und Familiennamen eine bestimmte Form der Mehrnamigkeit zum Normalfall geworden war, konnte mit Namen mithin gespielt werden – durchaus ein ernstes Spiel, aber keines, das ohne Spieler ausgekommen wäre.

1.2 Viele Namen, viele Disziplinen: Zugänge der Forschung

Aufgrund ihrer vielfältigen Funktionen sind Namen und Namenspraktiken Forschungsgegenstand zahlreicher Disziplinen: in ihrer indexalischen Funktion für die Philosophie, als sprachliche Zeichen für die Sprachwissenschaft, als Medien personaler und kollektiver Identitäten für die Kulturwissenschaften. Namenspraktiken – die Vergabe, aber auch die Führung und Änderung von Namen – sind dabei vor allem für nicht-westliche und vormoderne Gesellschaften als Verwandtschaftspraktiken untersucht worden; für die westliche Moderne hingegen war und ist überwiegend die rechtliche Fixierung des Namensystems und die Nutzung von Namen als Identifikationspraxis der Ausgangspunkt der Untersuchung. Daraus resultieren, wie im Folgenden zu zeigen sein wird, ganz unterschiedliche Forschungstraditionen zu Rufnamen und Familiennamen.

nomina: Namen als Begriffe

Die älteste Tradition der Auseinandersetzung mit den Praktiken des Nennens und Genanntwerdens kreist in der westlichen Philosophiegeschichte seit dem *Kratylos*-Dialog um eine erkenntnistheoretische Frage: Welcher Zusammenhang besteht zwischen Appellativen und den so bezeichneten Objekten? Gibt es eine natürliche Verbindung zwischen Zeichen und Bezeichnetem, wie Kratylos meint, oder ist allein die Übereinkunft der Sprecher entscheidend, wie Hermogenes es vertritt? Eigennamen sind hier als Spezialfall der Begriffsbildung von Interesse, und in der philosophischen Tradition meinen *ονομα*, *nomina*, *names* bis weit in die Neuzeit auch nicht primär Eigennamen, sondern meist alle Appellative.

Die moderne Sprach- und Erkenntnisphilosophie nimmt ihren Ausgangspunkt von John Stuart Mill († 1873) und seiner bekannten Definition, dass Namen denotativ, aber nicht konnotativ seien.¹² Sie ist damit der radikale Gegenentwurf zu etymologischen Ansätzen der antiken wie der mittelalterlichen Philosophie. Nicht die sprachliche

12 John Stuart Mill, *A system of logic, ratiocinative and inductive*, Toronto 1973, hier 33 [zuerst 1843].

Gestalt, allein die Referenz eines Begriffs ist seine Bedeutung; ob die Stadt Dartmouth – so Mills bekanntes Beispiel – am Fluss Dart liegt oder nicht, ist für die Bedeutung in diesem Sinn irrelevant. Die zahllosen Assoziationen, die Personenamen im Alltag zu emotional stark aufgeladenen Zeichen machen, spielen in der utilitaristischen Tradition gerade keine Rolle; nur um die indexalische Funktion der Eigennamen sollte es gehen. Deren Optimierbarkeit legte zugleich eine normative Perspektive nahe: Eigennamen *sollten* so gebraucht und reglementiert werden, dass sie möglichst eindeutige Identifizierungen erlaubten, ohne Rücksicht auf eventuelle andere Nutzungen von Namen, forderte Jeremy Bentham († 1832).¹³

Umgekehrt war es gerade das Problem der Referenz, über das alltägliche Namenspraktiken einen systematischen Platz in der analytischen Sprachphilosophie erhielten.¹⁴ Mit der Hinwendung zum Sprechen als Handlung avancierte das Benennen zum Musterbeispiel des performativen Sprechakt,¹⁵ über den Referenz überhaupt erst definiert werden könne: Gegen Versuche, Eigennamen als „abgekürzte Beschreibungen“ zu rekonstruieren, hat vor allem Saul Kripke die Referenzialität von Eigennamen auf diese Weise bestimmt.¹⁶ Alle sinnvollen Verwendungen eines Eigennamen, so Kripke im Anschluss an Wittgenstein,¹⁷ müssten in einer „Kommunikationskette“ mit dem deiktischen Akt der Benennung verbunden sein; hingegen sei nicht entscheidend, welche genauen Vorstellungen die Sprecher vom Bezeichneten hätten und erst recht nicht, ob diese Vorstellungen auch zuträfen.¹⁸ Deshalb auch könnten Eigennamen nicht in allen Sätzen durch Beschreibungen ersetzt werden, insbesondere nicht in kontrafaktischen Aussagen.¹⁹ Entscheidend ist nicht die Übereinstimmung der Beschreibungen, sondern die fortgesetzte Kommunikation seit dem Akt der Benennung.

13 Jeremy Bentham, *Principles of penal law*. Problem no. 12: To facilitate the recognition and the finding of individuals, in: *The Works of Jeremy Bentham*, hg. von John Bowring, 11 Bde., Edinburgh 1838–43, vol. 1 (1838), 557, zitiert von Jane Caplan, *The state in the field. Official knowledge and truant practices*, in: *American Historical Review* 106 (2001), <http://www.historycooperative.org/journals/ahr/106.1/ah000107.html> (letzter Zugriff 18.09.2013).

14 Ludwig Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, in: *Werkausgabe in 8 Bänden*, Band 1, Frankfurt 1984, 231–485 [zuerst 1953].

15 John L. Austin, *How to do things with words*, Cambridge, Mass. 1962; John R. Searle, *Speech acts. An essay in the philosophy of language*, Cambridge 1969.

16 Saul A. Kripke, *Naming and necessity*, Oxford 1980, v. a. gegen Bertrand Russell, *On Denoting*, in: *Mind* 14 (1905), 479–493.

17 Siehe Saul A. Kripke, *Wittgenstein on rules and private language. An elementary exposition* Oxford 1982. Zu Kripkes Interpretation von Wittgenstein („Kripkenstein“) siehe das Schluss-Kapitel.

18 Kripke, *Wittgenstein on rules*, v. a. 90–97 und 135–140.

19 Diese Eigenschaft der Eigennamen macht sie für Kripke, unabhängig von allen Namenswechseln des oder der Einzelnen, zu *rigid designators*, vgl. insbesondere Kripke, *Naming and necessity*, 49: „In these lectures, I will argue, intuitively, that proper names are rigid designators, for although the man (Nixon) might not have been the President, it is not the case that he might not have been Nixon (though he might not have been *called* ‘Nixon’).“

Strukturalisten und Poststrukturalisten: *classification* und *violence*

Die Performativität von Benennungsakten ist auch für das strukturalistische und poststrukturalistische Interesse an Namen kennzeichnend. Im Rahmen seiner ethnologischen Studien hatte Claude Lévi-Strauss Personennamen als klassifikatorische Zeichen untersucht, mit denen eine Gesellschaft „dem Fluß der Generationen [...] eine Struktur aufzwingt“.²⁰ Die von ihm hauptsächlich untersuchten Namen waren dabei weder individuell noch lebenszyklisch stabil, sondern gaben die Relation zu lebenden und verstorbenen Verwandten an; individuelle Eigennamen trug nur, wer übergangsweise keine feste Position im Verwandtschaftsverband hatte.²¹ Namensysteme glichen, so Lévi-Strauss, der Nomenklatur eines Zoologen, der einzelnen Arten ihren Platz im Linnéschen System zuweist.²² Nicht das Nennen als Handlung, sondern das Genannt-Werden als Einordnung zugleich in sprachliche und verwandtschaftliche Strukturen steht hier im Mittelpunkt.

Im Poststrukturalismus war *la guerre des noms propres* (Derrida) zugleich eine Polemik gegen die Definition von Eigennamen als indexalischen Zeichen und eine Aufwertung der Performativität des Benennungsaktes:²³ Der Name, nach Lacan „die Zeit des Objekts“,²⁴ legitimiert für Lyotard aufgrund seiner Stabilität (politische) Ordnung,²⁵ aber dem *dazzling splendor* stabiler Ausdrücke liege, betont Žižek, eben keine „Wahrheit“, nicht einmal eine Definition, sondern nur ein Benennungsakt zugrunde.²⁶ In der post-

20 Claude Lévi-Strauss, *La pensée sauvage*, Paris 1962, 253–287 (*L'individu comme espèce*), hier 263–264: „Certains sociétés soignent jalousement les noms et les rendent pratiquement inusables. D'autres les gaspillent et les détruisent au terme de chaque existence individuelle ; elles s'en débarrassent alors en les prohibant, et fabriquent d'autres noms à la place. Mais ces attitudes, en apparence contradictoires, ne font qu'exprimer deux aspects d'une propriété constante des systèmes classificatoires : ils sont finis et indéformables. Par ses règles et ses coutumes, chaque société ne fait qu'appliquer une grille rigide et discontinue sur le flux continu des générations, auquel elle impose ainsi une structure.“ Die Übersetzung nach: Claude Lévi-Strauss, *Das wilde Denken*, Frankfurt 2004, 228.

21 Lévi-Strauss, *Pensée sauvage*, 259: „Le nom [...] est la marque du « hors-classe » [...]. Mais, dès que la mort creuse une lacune dans la texture sociale, l'individu s'y trouve en quelque sorte aspiré.“

22 Lévi-Strauss, *Pensée sauvage*, 287. Ausdrücklich auch die modernen Familiennamen sind nach Lévi-Strauss klassifikatorisch (*ibid.*, 256).

23 Jacques Derrida, *De la grammatologie*, Paris 1967, 157–173, hier 157 (Zitat) und 160 (zu Russel).

24 Jacques Lacan, *Le séminaire II: Le moi dans la théorie de Freud et dans la technique de la psychoanalyse*, ed. Jacques-Alain Miller, Paris 1980, 202: „Le pouvoir de nommer les objets structure la perception elle-même. *Le percipi* de l'homme ne peut se soutenir qu'à l'intérieur d'une zone de nomination. C'est par la nomination que l'homme fait subsister les objets dans une certaine consistance. [...] Le nom est le temps de l'objet.“

25 Jean François Lyotard, *Der Name und die Ausnahme*, in: *Die Frage nach dem Subjekt*, hg. von Manfred Frank *et al.*, Frankfurt 1988, 180–191.

26 Slavoj Žižek, *The sublime object of ideology*, London und New York 1989, 89 und 99: „The crucial step in the analysis of an ideological edifice is thus to detect, behind the dazzling splendour of the element which holds it together (‘‘God,’’ ‘‘Country,’’ ‘‘Party,’’ ‘‘Class’’...), this self-referential, tautological, performative operation.“

strukturalistischen Subjektanalyse sind Benennungen wiederholt als Machtausübung entdeckt worden. Das populärste Beispiel ist sicher Foucaults „Einpflanzung der Perversionen“, die nicht denkbar wäre, ohne dass die Psychiater des 19. Jahrhunderts „jene kleinen Perversen [...] wie Insekten aufreihen und auf seltsame Namen taufen“. ²⁷ Auch für Eigennamen gelte, so Derrida, dass jede Namengebung als klassifikatorischer Akt eine originäre Gewalt sei. ²⁸ Der bürgerliche Name im Besonderen, so Bourdieu, erzeuge mit seiner Stabilität eine „biographische Illusion“, die den Einzelnen auf eine stabile, immer gleiche Identität festlege. ²⁹ Während sich Bourdieu hier implizit auf männliche Subjekte beschränkte, geht es Judith Butler um das Verhältnis der Geschlechter: Die Taufe „im Namen des Vaters“ und der in männlicher Linie weitergegebene Familienname seien (sehr frei nach Kripke) *rigid designators*, die zusammen mit der Institution des Ehenamens eine patrilineare Verwandtschaftsstruktur und das Machtgefälle zwischen den Geschlechtern stabilisierten. ³⁰ Letztlich aber sei mit Derrida nicht nur diese, sondern jede Namengebung Teil der *subjectivation*, die Subjektwerdung und Unterworfen-Werden zugleich ist. ³¹

Naming like a state: Machtausübung gegenüber Minderheiten ...

Im Gefolge von Foucaults *Surveiller et punir*, Andersons *Imagined communities* und Scotts *Seeing like a state* haben Identifizierungspraktiken als Machtausübung auch in der Geschichtswissenschaft seit den 1990er Jahren eine gesteigerte Aufmerksamkeit erfahren. ³² Meist ging es um die Entstehung des modernen Nationalstaats oder koloniale

27 Michel Foucault, *Histoire de la sexualité*, 3 Bde., Paris 1976–1984, Bd. 1, 60; die Übersetzung nach: Michel Foucault, *Sexualität und Wahrheit I. Der Wille zum Wissen*, Frankfurt 1983, 47–48.

28 Derrida, *Grammatologie*, 164: „Il y avait en effet une première violence à nommer. Nommer, donner les noms qu’il sera éventuellement interdit de prononcer, telle est la violence originaire du langage qui consiste à inscrire dans une différence, à classer, à suspendre le vocatif absolu.“

29 Pierre Bourdieu, *L’illusion biographique*, in: *Actes de la recherche en sciences sociales* 62/63 (1986), 69–72, 70: „Le monde social, qui tend à identifier la normalité avec l’identité entendue comme constance à soi-même d’un être responsable [...] propose et dispose toutes sortes d’institutions de totalisation et d’unification du moi. La plus évidente est évidemment le nom propre [...]. « Désignateur rigide », le nom propre est la forme par excellence de l’imposition arbitraire qu’opèrent les rites d’institution.“

30 Judith Butler, *Bodies that matter. On the discursive limits of ‘sex’*, New York 1993, 215–216. Der Sprachgebrauch von *rigid designator* entspricht dem Bourdieus (siehe die letzte Anmerkung), nicht dem Kripkes.

31 Judith Butler, *The psychic life of power. Theories in subjection*, Stanford, Calif. 1997, 28: „Only by persisting in alterity does one persist on one’s ‘own’ being. Vulnerable to terms that one never made, one persists always, to some degree, through categories, names, terms, and classifications that mark a primary and inaugurate alienation in sociality. If such terms institute a primary subordination or, indeed, a primary violence, then a subject emerges against itself in order, paradoxically, to be for itself.“

32 Michel Foucault, *Surveiller et punir. Naissance de la prison*, Paris 1975; Benedict R. Anderson, *Imagined communities. Reflections on the origin and spread of nationalism*, London 1991, 163–186

Situationen (einschließlich *internal colonialism*).³³ Nicht nur Kategorien wie „Adel“,³⁴ Orts- und Gruppennamen,³⁵ sondern auch Personennamen waren Mittel, das „Staatsvolk“ zu erschaffen, das sie vorgeblich nur abbilden halfen: In Frankreich beispielsweise sollten um 1800 bretonische und baskische Rufnamen, adelige Titel, jüdische Patronyme aus der Welt, zumindest aber den Akten verschwinden und durch eine einheitliche, französische und republikanische Zweinamigkeit ersetzt werden.³⁶ Gegenüber Minderheiten oder Gruppen, die dazu erklärt wurden, waren solche Umbenennungen im besten Fall eine unfreiwillige Assimilation, oft aber integraler Bestandteil von Verfolgung und Vernichtung, von der Umbenennung der Sklaven über die Stigmatisierung der Juden in Deutschland bis zu den ethnischen Säuberungen auf dem Balkan.³⁷ Umgekehrt sind dann auch individuelle Nutzungen von (Ruf-)Namen als Formen des Widerstandes oder zumindest Indizien der Nichtzustimmung interpretiert worden, ob stark traditionell-christlichen (nicht revolutionären) Rufnamen in Paris 1792,³⁸ oder die relative Häufigkeit französischer und englischer (nicht russischer) Rufnamen in der DDR.³⁹ Der Familienname gehört dem Staat, der Rufname dem Einzelnen, so die Grundannahme dieser Forschungstradition.

(Census, map, museum) [zuerst 1983]; James C. Scott, *Seeing like a state. How certain schemes to improve the human condition have failed*, New Haven 1998.

33 John Torpey, *The invention of the passport. Surveillance, citizenship and the state*, Cambridge 2000; Jane Caplan, 'This or that particular person'. *Protocols of identification in nineteenth-century Europe*, in: *Documenting individual identity. The development of state practices in the modern world*, hg. von Jane Caplan und John Torpey, Princeton 2001, 49–66; Gérard Noiriel, Introduction, in: *L'identification. Genèse d'un travail d'État*, hg. von Gérard Noiriel, Paris 2007, 3–26. Zum *internal colonialism* und zugleich anderen Staaten als dem modernen Nationalstaat siehe James C. Scott, *The art of not being governed. An anarchist history of upland Southeast Asia*, New Haven 2009.

34 Anderson, *Imagined communities*, v. a. 167.

35 Scott, *Not being governed*, 229 „Much of early state-making seems to have been a process of naming units that were once fluid or unnamed: villages, districts, lineages, tribes, chiefs, families, and fields. The process of naming, when joined to the administrative power of the state, can create entities that did not previously exist.“

36 Nicole Lapierre, *Changer de nom*, Paris 1995, 39: „[...] en réalité, si le contrôle des noms est un facteur d'intégration des populations, c'est moins en homogénéisant linguistiquement la patronymie qu'en moulant les identités individuelles dans le cadre général des identités nominales, instituées à l'échelle nationale.“

37 Lapierre, *Changer de nom*; Dietz Bering, *Der Name als Stigma. Antisemitismus im deutschen Alltag 1812–1933*, Stuttgart 1987; David I. Kertzer und Dominique Arel, *Censuses, identity formation, and the struggle for political power*, in: *Census and identity. The politics of race, ethnicity, and language in national censuses*, hg. von David I. Kertzer und Dominique Arel, Cambridge 2002, 1–42.

38 Raphaël Bange, *Recherches sur les prénoms révolutionnaires à Paris*, in: *Annales historiques de la Révolution française* 295 (1994), 39–65.

39 Bernd Kleinteich, *Vornamen in der DDR, 1960–1990*, Berlin 1992.

... aber nicht gegenüber der Mehrheit?

Dieser „staatliche Blick“ (Scott) trifft insbesondere Minderheiten; die Namenspraktiken der Mehrheitsbevölkerung hingegen kommen in dieser Perspektive nur als Modell vor, das von der Gewohnheit vieler zur Pflicht für alle wurde, ansonsten aber erstaunlich wenig erklärungsbedürftig erscheint. Während die Stabilität der Familiennamen mit einem offensichtlichen verwaltungspraktischen Nutzen erklärt wird, haben weder die patrilineare Vererbung der Familiennamen noch die Praxis des Ehenamen besondere Aufmerksamkeit der Forschung gefunden. Politisch und juristisch war die Weitergabe der Familiennamen in der Ehe im 20. Jahrhundert bekanntlich heftig umstritten.⁴⁰ Befürworter wie Gegner der Praxis setzten zwar häufig voraus, dass der Ehe name und die patrilineare Erblichkeit der Familiennamen mittelalterliche Erfindungen seien, ob sie sie nun als wertvollen „Teil der abendländischen Rechts- und Kulturentwicklung“ oder als „sexistische mittelalterliche Praxis“ beschrieben.⁴¹ Zu einer intensiveren Beschäftigung mit der historischen Praxis des Ehenamen hat dieser Konsens allerdings nicht angeregt.⁴² Zu offensichtlich schien die Logik dieser Praxis, zu naheliegend die Erklärung aus einem historischen Unterdrückungs-Narrativ: Die lebenszyklische Stabilität des eigenen Namens sei ein individuelles Recht, das sich mit dem Ehenamen als Paarnamen logisch schwer vereinbaren ließe, ein Problem, das historisch durch den Namenswechsel der Frau in der Ehe „gelöst“ worden sei.

40 Zum BGB siehe bereits Marianne Weber, *Ehefrau und Mutter in der Rechtsentwicklung*. Eine Einführung, Tübingen 1907, 420–421 sowie den Überblick bei Ute Sacksofsky, *Eheliches Namenrecht im Zeichen der Gleichberechtigung*, in: *Namen*, hg. von Ulrike Krampfl und Gabriela Signori, Köln, Weimar und Wien 2009, 75–89; für die USA siehe Elizabeth F. Emens, *Changing name changing... Framing rules and the future of marital names*, in: *Names are shaping up nicely! Gendered nomenclature in art, language, law, and philosophy*, hg. von Rudolfin Lackner, Wien 2008, 119–215.

41 Zur erstgenannten Position vgl. die bei Sebastian-Johannes von Spoenla-Metternich, *Namenserwerb, Namensführung und Namensänderung unter Berücksichtigung von Namensbestandteilen*, Frankfurt 1997, 79 zitierten Urteile deutscher Gerichte; die zweite vertritt z. B. Cynthia Blevins Doll, *Harmonizing filial and parental rights in names. Progress, pitfalls, and constitutional problems*, in: *Howard Law Journal* 35 (1992), 227–260, 260 („palpably sexist medieval practices that have no place in a modern society“). Ähnlich hatte schon Weber, *Ehefrau und Mutter*, 420–421 das am 1. Januar 1900 in Kraft getretenen BGB kommentiert.

42 Ulrike Krampfl und Gabriela Signori, Editorial, in: *Namen*, hg. von Ulrike Krampfl und Gabriela Signori, Köln, Weimar und Wien 2009, 1–16, 14 sprechen von einem „Themenfeld, in das sich Historiker eher selten vorwagen“. Ähnlich auch Agnès Fine und Françoise-Romaine Ouellette, *Introduction. La révolution du nom dans les sociétés occidentales contemporaines*, in: *Le nom dans les sociétés occidentales contemporaines*, hg. von Agnès Fine und Françoise-Romaine Ouellette, Toulouse 2005, 13–43, 15: „[...] l'étude du patronyme n'a pas fait l'objet d'études très nombreuses, la rigidité et la banalité de notre système onomastique ayant peut-être découragé les chercheurs.“

Germanistische Onomastik und historische Namenforschung

Gerade nicht Familiennamen und Staatlichkeit, sondern Rufnamen und Verwandtschaft sind die Schwerpunkte der wissenschaftlichen Beschäftigung mit mittelalterlichen Namen und Namensystemen, die überwiegend im Rahmen einer sprachwissenschaftlich ausgerichteten Onomastik oder Namenkunde gepflegt wird.⁴³ Dem „Gesetz der appellativen Herkunft des Namen“ entsprechend, spielt die Semantik der Namen bzw. des dann als Namen genutzten Appellativs eine prominente Rolle.⁴⁴ Sowohl die universitäre als auch die populärwissenschaftliche Onomastik bis hin zur Ratgeberliteratur fragen nicht nur, aber immer auch nach „Herkunft und Bedeutung“ von Ruf- und Familiennamen im Sinne des frühesten Auftretens und des (ehemaligen) semantischen Gehalts.⁴⁵

Zugleich war es vor allem bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts dieser Zweig der Germanistik, der die bis heute am weitesten verbreiteten Modelle zur Entwicklung des mittelalterlichen Namensystems entwickelt hat. Gerade diese ältere Literatur, kodifiziert in bis heute stark genutzten Handbüchern,⁴⁶ hat sich dabei auch intensiv für den Zusammenhang zwischen Namen und bestimmten Zugehörigkeiten interessiert, allerdings fast ausschließlich in Bezug auf solche Gruppen, die als Abstammungsgemeinschaften definiert wurden (Familie, Sippe, Stamm, Volk); andere Beziehungen (z. B. Ehe, Adoption oder Patenschaft) fanden, wenn überhaupt, dann deutlich geringere Aufmerksamkeit. Namen, so die häufige Annahme, konnten biologisch festgelegte Zugehörigkeiten abbilden oder „verschleiern“, aber nicht verändern. Diese Biologismen verbanden sich oft auch mit direkt antisemitischen Prämissen.⁴⁷ Viele normative Positionen der älteren Forschung sind in der Onomastik in

43 An neueren Handbüchern und Lexika siehe: Namenarten und ihre Erforschung. Ein Lehrbuch für das Studium der Onomastik, hg. von Andrea Brendler und Silvio Brendler, Hamburg 2004; Namenforschung. Ein internationales Handbuch zur Onomastik, hg. von Ernst Eichler *et al.*, 3 Bde., Berlin 1995/96; Max Gottschald, Deutsche Namenkunde. Mit einer Einführung in die Familiennamenkunde von Rudolf Schützeichel, Berlin 2006, sowie immer noch Adolf Bach, Deutsche Namenkunde, 3 in 5 Bde., Heidelberg 1952–56, hier v. a. Bd. 1: Personennamen, weitgehend unverändert zu: Adolf Bach, Deutsche Namenkunde. Band 1: Die deutschen Personennamen, Berlin 1943.

44 Stefan Sonderegger, Namengeschichte als Bestandteil der deutschen Sprachgeschichte, in: Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung, hg. von Werner Besch *et al.*, 4 Bde., Berlin 1998–2004, Bd. 4 (2004), 3405–3436, 3496.

45 Siehe z. B. Rosa Kohlheim und Volker Kohlheim, Duden Familiennamen. Herkunft und Bedeutung von 20000 Nachnamen, Mannheim 2000, Konrad Kunze, dtv-Atlas Namenkunde. Vor- und Familiennamen im deutschen Sprachgebiet, München 2004 und Rosa Kohlheim und Volker Kohlheim, Duden, Lexikon der Vornamen. Herkunft, Bedeutung und Gebrauch von über 6000 Vornamen, Mannheim, Leipzig, Wien und Zürich 2004.

46 Vor allem Bach, Namenkunde. Bach ist der mit Abstand am häufigsten zitierte Autorenname auch der neueren deutschen Onomastik, siehe etwa das Autorenregister zu: Namenforschung, hg. von Ernst Eichler *et al.* (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft 11), 3 Bde., Berlin 1995/96, hier Bd. 3 (1996), 1951–2010 s.v. Bach.

47 Vgl. Bach, Namenkunde, §515 zur „Verschleierung der völkischen Herkunft“. Durchaus signifikanterweise bezieht sich Bach besonders auf die Juden im Unterschied (*sic*) zu Deutschen. Grund-

den 1970er Jahren aufgegeben worden;⁴⁸ die entsprechenden historischen Modelle erwiesen sich allerdings als erheblich langlebiger. Daran hat auch die rege Produktion von Fallstudien zu zahlreichen spätmittelalterlichen Städten wenig ändern können; das Erkenntnisinteresse dieser Studien war jeweils sprachhistorisch, die in der Handbuchliteratur kanonisierten historischen Modelle wurden hier häufig zitiert, aber selten überprüft.⁴⁹

Die ethnische Codierung der frühesten Rufnamen hingegen ist jüngst im Rahmen des von 2000 bis 2006 von der DFG geförderten Großforschungsprojekts *Nomen et gens* neu problematisiert worden.⁵⁰ Für das Projekt avancierte die Frage, „welche Indizien Personennamen für die Gruppenzugehörigkeit ihrer Träger“ lieferten, zum wichtigsten Erkenntnisziel.⁵¹ Namen wurden aber nicht nur als „Indizien“ untersucht, sondern auch als „Selbstzeugnisse“ aufgewertet, mittels derer Einzelne sich bzw. ihre Kinder innerhalb von „generativ geordneten Personenverbänden“ verorteten.⁵² Sprachliche Herkunft der Namen und ethnische Identität der Träger werden im deutlichen Gegensatz zur älteren Forschung heuristisch ausdrücklich getrennt.⁵³ Der genaue Zusammenhang zwischen Namen und gentiler Zuordnung der Träger gilt als empirische Frage.⁵⁴

sätzlich stellt er aber *alle* Namenspraktiken, bei denen die sprachliche Herkunft eines Namen und die (biologistisch definierte) ethnische Identität des Trägers nicht übereinstimmen, negativ dar (siehe v. a. §§ 526 und 535). Ähnliche Konzepte sind der deutschen Onomastik vor und nach 1945 üblich, siehe z. B. Ernst Schwarz, *Deutsche Namenforschung*, 2 Bde., Göttingen 1949/50, Bd. 1, 206–207 zu Juden als „Fremdkörper“ und ihren (sprachlich deutschen) Namen als „Tarnnamen“.

48 Vgl. das schmale Bändchen Wilfried Seibicke, *Die Personennamen im Deutschen*, Berlin und New York 1982 im wohlthuenden Kontrast zu den älteren Handbüchern wie Bach, *Namenkunde* und Schwarz, *Namenforschung*, deren Einfluss bis in die 1990er Jahre allerdings unverändert groß blieb.

49 Siehe im Einzelnen Kapitel 3 und 6.

50 Zum Projekt siehe Dieter Geuenich *et al.*, *Sprachliche, soziale und politische Aspekte der Personennamen des 3. bis 8. Jahrhunderts*. Vorstellung des interdisziplinären Projekts „Nomen et gens“, in: *Onoma* 34 (1999), 31–99, Hans-Werner Goetz, *Probleme, Wege und Irrwege bei der Erforschung gentiler Namengebung*, in: *Name und Gesellschaft im Frühmittelalter*. Personennamen als Indikatoren für sprachliche, ethnische, soziale und kulturelle Gruppenzugehörigkeiten ihrer Träger, hg. von Dieter Geuenich und Ingo Runde, Hildesheim 2006, 319–335 und die Selbstdarstellung auf <http://www.neg.uni-tuebingen.de/?q=de> (letzter Aufruf 17.02.2014).

51 Geuenich *et al.*, *Aspekte*, 91: „Wichtigstes Erkenntnisziel ist dabei, sicherere Einschätzungen als bisher darüber zu gewinnen, welche Indizien Personennamen für die Gruppenzugehörigkeit ihrer Träger liefern können.“

52 Geuenich *et al.*, *Aspekte*, 96: „Kaum etwas anderes läßt wie die Benennung des eigenen Kindes weitgehende Schlüsse sowohl auf die Selbstzuordnung der Eltern in generativ geordneten Personenverbänden als auch auf die Erwartungen und Wünsche für die Zukunft des Kindes zu.“

53 Wolfgang Haubrichs, *Aspekte des philologischen Nachweises der Gruppenspezifität von Personennamen*. Methodische Beobachtungen an einem Inschriftencorpus aus dem Poitou, in: *Person und Name*. Methodische Probleme bei der Erstellung eines Personennamenbuches des Frühmittelalters, hg. von Dieter Geuenich *et al.*, Berlin und New York 2002, 265–279, 278: „Die vorstehenden Analysen haben wohl gezeigt, dass es prinzipiell [...] möglich ist, mit sprachlichen Kriterien die areale oder gentile Zugehörigkeit eines Personennamens, nicht des Namenträgers (es sei noch einmal wiederholt!), festzustellen, sofern die sprachliche Struktur des Namens dazu die Möglichkeit bietet.“

54 Goetz, *Probleme*, 331: „Nomen et gens“, so darf man wohl folgern, ist auf einem guten Weg, auch

Auch das Prinzip der Zweinamigkeit ist jüngst, stärker von historischer als philologischer Seite, Gegenstand eines eigenen Großforschungsprojektes geworden; unter der Leitung von Patrice Beck und Monique Bourin sind zahlreiche quantitative Untersuchungen der Bezeichnungsformen vor allem in hochmittelalterlichen Kartularen entstanden.⁵⁵ Dabei ging es primär nicht um die Nutzung dieser Namen als Familiennamen.⁵⁶ Untersucht wurden vielmehr verschiedene Arten der Fremdbenennung, indem die relativen Häufigkeiten bestimmter Bezeichnungsformen ausgezählt wurden. Das gleichförmige Forschungsdesign sollte, so die Grundüberlegung, auf einer Makroebene Zusammenhänge mit anderen historischen Großtrends – Verwandtschaftsstrukturen, Lehnswesen, Schriftlichkeit – erkennen lassen, womit Beck und Bourin vor allem gegen eine Erklärung der Zweinamigkeit aus dem Namensystem bzw. aus der Entwicklung der Rufnamen argumentieren.⁵⁷

Name, Verwandtschaft und Personenkonzepte

Durchaus vergleichbar mit der Geschichtsschreibung zu vormodernen Gesellschaften waren Namen auch in der anthropologischen Forschung zu nicht-westlichen Gesellschaften von Anfang an vor allem im Zusammenhang mit Verwandtschaft von Interesse. Aus westlicher Sicht exotische Namenspraktiken wurden mit den jeweiligen Verwandtschaftssystemen in Verbindung gebracht, wobei in der älteren Literatur eine ausgesprochen starke Konzentration auf Blutsverwandtschaft herrschte.⁵⁸ Namensysteme wurden als Abbildung von Verwandtschaftsstrukturen interpretiert, vor allem im Rahmen des Strukturalismus aber auch als klassifikatorische Zeichen, die dem oder der Einzelnen Positionen innerhalb verwandtschaftlicher Strukturen zuwiesen.⁵⁹

wenn es zu diesem Zeitpunkt noch nicht absehbar ist, welche genauen Ergebnisse es über den Zusammenhang von Personennamen und Ethnizität, über gentilspezifische Namen und onomastische Faktoren der Ethnogenese bringen wird.“

55 Vgl. *Études d'anthroponymie médiévale*, hg. von Monique Bourin (*Genèse médiévale de l'anthroponymie moderne 1*), Tours 1990 sowie die zahlreichen Folgebände; als Überblick siehe Patrice Beck *et al.*, *Nommer au Moyen Âge. Du surnom au patronyme*, in: *Le patronyme. Histoire, anthropologie, société*, hg. von Guy Brunet *et al.*, Paris 2001, 13–38 und die dort (sowie in Kapitel 6 ab Anm. 688) genannte Literatur.

56 Beck *et al.*, *Nommer*, 15: „L'enquête comportait en fait deux volets. Le second, qui consiste à analyser le passage du surnom individuel au patronyme, est à peine entamé.“

57 Beck *et al.*, *Nommer*, 15.

58 Zur Kritik David M. Schneider, *A critique of the study of kinship*, Ann Arbor 1984 und Janet Carsten, *After kinship*, Cambridge 2004. Bereits David M. Schneider, *American kinship. A cultural account*, Englewood Cliffs 1968 hatte argumentiert, dass die Gleichsetzung von Verwandtschaft und Blutsverwandtschaft auf spezifisch westliche *folk theories* von Verwandtschaft und Reproduktion zurückgehe (*blood is thicker than water*); siehe jetzt Sylvia J. Yanagisako, *Bringing it all back home. Kinship theory in anthropology*, in: *Kinship in Europe. Approaches to long-term development (1300–1900)*, hg. von David Warren Sabean *et al.*, New York und Oxford 2007, 33–48.

59 Klassisch Lévi-Strauss, *Pensée sauvage*.

Neben dieser Tradition gibt es in der anthropologischen Forschung bereits in der älteren Literatur eine erhöhte Sensibilität für Namenspraktiken als Ausdruck und Medium von unterschiedlichen Konzepten, was eine Person sei. Als Marcel Mauss 1938 Personenkonzepte zum Gegenstand einer *histoire social* erklärte,⁶⁰ ging er mit einer heute befremdlichen Selbstverständlichkeit davon aus, dass die *personne morale* – das moderne Individuum – der krönende Abschluss einer evolutionären Entwicklung der westlichen Geistesgeschichte sei.⁶¹ Gleichzeitig widmete er aber der Vielfalt und kulturellen Kontingenz nicht-westlicher Personenkonzepte umso größere Aufmerksamkeit. Dabei waren es nicht zuletzt Namenspraktiken, die ihm als Beleg dienten. Mehr noch: Lebenszyklische Stabilität oder Instabilität von Namen, Vergabe durch verschiedene soziale Gruppen und Vorstellungen von Wiedergeburt in namensgleichen Nachkommen waren für ihn nicht nur heuristisch wertvolle Indizien, sondern die Praktiken selbst, mit denen Menschen in Rollen handelten und zu „Personen“ wurden.⁶²

Diese früh ausgebildete Sensibilität der anthropologischen Forschung für den Zusammenhang von Namenspraktiken, Verwandtschaft und Personenkonzepten hängt, nur scheinbar paradoxerweise, eng mit dem Konstrukt der „modernen Individualität“ und seiner Rolle in der Selbstbeschreibung der klassischen Moderne zusammen, für die stellvertretend Burckhardts wirkmächtige *Kultur der Renaissance* stehen kann.⁶³ Literaturwissenschaftliche und historische Beschäftigungen mit Personenkonzepten waren bekanntlich stark auf die „moderne Individualität“ fixiert,⁶⁴ so dass die Beschäftigung mit Personenkonzepten in der Geschichte des Westens bis vor kurzem vor allem auf die Frage nach Ort und Zeit der „Entdeckung“ oder „Geburt“ dieser Individualität hinauslief.⁶⁵

60 Marcel Mauss, Une categorie de l'esprit humain. La notion de personne celle de « moi », in: *Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland* 68 (1938), 263–281, 263.

61 Zu Mauss siehe Nick J. Allen, A category of the human mind. A reading of Mauss's last essay, in: *The category of the person. Anthropology, philosophy, history*, hg. von Michael Carrithers *et al.*, Cambridge 1985, 26–45.

62 Siehe Allen, *Category* sowie Meyer Fortes, *Religion, morality and the person. Essays on Tallensi religion*, edited with an introduction by Jack Goody, Cambridge 1987, ch. 10 (The concept of the person), v. a. 279–181 und zuletzt Carsten, *After kinship*, ch. 4 (The person).

63 Jacob Burckhardt, *Die Kultur der Renaissance in Italien*, hg. von Walter Kaegi, Stuttgart, Berlin und Leipzig 1930 [zuerst 1863].

64 Gabriele Jancke und Claudia Ulbrich, Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung, in: *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnisforschung*, hg. von Gabriele Jancke und Claudia Ulbrich, Göttingen 2005, 7–27 und Peter von Moos, Einleitung: Persönliche Identität und Identifikation vor der Moderne. Zum Wechselspiel von sozialer Zuschreibung und Selbstbeschreibung, in: *Unverwechselbarkeit. Persönliche Identität und Identifikation in der vormodernen Gesellschaft*, hg. von idem, Köln 2004, 1–42.

65 Siehe z. B. die beiden Bände *Entdeckung des Ich. Die Geschichte der Individualisierung vom Mittelalter bis zur Gegenwart*, hg. von Richard van Dülmen, Köln 2001 und Josef Rattner und Gerhard Danzer, *Die Geburt des modernen europäischen Menschen in der italienischen Renaissance 1350–1600: Literarische und geistesgeschichtliche Essays*, Würzburg 2004.

Diese „Geburt“ wurde zugleich als „Befreiung“ von verwandtschaftlichen Banden konzipiert, so dass die Bedeutung sozialer und insbesondere verwandtschaftlicher Bindungen für personale Identitäten erst in der neueren Forschung allmählich neu entdeckt werden musste.⁶⁶ Für nicht-westliche Gesellschaften hingegen erübrigten sich sowohl die Frage nach der „Geburt des modernen Individuums“ als auch die mit diesem Personenkonzept verbundene Ausblendung verwandtschaftlicher Beziehungen. Die scharfe Trennung, die Mauss zwischen westlichen und nicht-westlichen Gesellschaften vorgenommen hatte, war in diesem Sinne Voraussetzung für seine Analyse von Verwandtschaft, Namenspraktiken und personaler Identität. Je stärker der Ausdruck „soziale Identität“ in der aktuellen *social anthropology* als tautologisch empfunden wird,⁶⁷ desto häufiger wird die für nicht-westliche Gesellschaften als selbstverständlich vorausgesetzte Bedeutung der Verwandtschaft für personale Identität auch für westliche Gegenwartsgesellschaften angenommen.⁶⁸ Während Mauss noch alle Personenkonzepte mit Ausnahme der *personne morale* anhand von Namenspraktiken untersucht hatte, sind verwandtschaftliche Einbindungen der Person und damit zugleich verwandtschaftliche Namenspraktiken heute beinahe als anthropologische Konstanten rehabilitiert.⁶⁹ Für die westliche Gegenwartsgesellschaft sind Namen in diesem Zusammenhang allerdings empirisch weiterhin wenig erforscht.⁷⁰ Ein wesentlicher Grund dafür ist die oft stillschweigende Annahme, dass Familiennamen entweder vom Recht oder, wo dies nicht der Fall ist, von der Tradition weitgehend festgelegt seien.

66 Siehe Natalie Zemon Davis, *Boundaries of the sense of self in sixteenth-century France*, in: *Reconstructing individualism. Autonomy, individuality, and the self in Western thought*, hg. von Thomas C. Heller *et al.*, Stanford 1986, 53–63 und Ronald F. E. Weissman, *Reconstructing Renaissance sociology. The ‘Chicago school’ and the study of Renaissance society*, in: *Persons in groups. Social behavior as identity formation in medieval and Renaissance Europe*, hg. von Richard C. Trexler, Binghamton 1985, 39–46 sowie für das Spätmittelalter (jenseits von Florenz) Rubin, *Small groups*.

67 Vgl. Richard Jenkins, *Social identity*, London 2008, 17, der die Beibehaltung seines Buchtitels in der dritten Auflage gegen die Logik seines eigenen Konzepts verteidigt: „[...] if my argument is correct, all human identities are, by definition, *social* identities. Identifying ourselves, or others, is a matter of meaning, and meaning always involves interaction: agreement and disagreement, convention and innovation, communication and negotiation. To add “social” in this context is somewhat redundant.“

68 Carsten, *After kinship*, 83: „[...] close kinship ties are intrinsic to the social constitution of persons. The obviousness of this observation, which has long been central to anthropological analyses of how the person is constituted in many non-Western contexts, has been obscured by the assumption that kinship is of much more marginal significance in Western capitalist societies.“

69 So jedenfalls Jenkins, *Social identity*, 86 „No matter where or when, one of the most important elements in individual identification, by self and others, is kinship. [...] Naming, the identification of individuality in terms of collective antecedents and contemporary affiliations, is central to kinship and is given substance by the rights and duties of kin-group membership.“

70 Vgl. Janet Finch, *Naming names. Kinship, individuality and personal names*, in: *Sociology* 42 (2008), 709–725, v. a. 711 und zuletzt Hayley Davies, *Sharing surnames: children, family and kinship*, in: *Sociology* 45 (2011), 554–569, 554: „Sociologists have been slow to engage with the empirical insights naming offers into relationships, family and kinship.“ Vgl. auch die oben zitierte Aussage von Fine und Ouellette, *Introduction*, 15: „[...] l’étude du patronyme n’a pas fait l’objet d’études très nombreuses, la rigidité et la banalité de notre système onomastique ayant peut-être découragé les chercheurs.“

Symbolisches Kapital und *classification*

Empirisch untersucht wurden Namenspraktiken aus den bereits skizzierten Gründen hauptsächlich für nicht-westliche und vormoderne Gesellschaften.⁷¹ Eine räumliche und zeitliche Annäherung an die westlichen Gegenwartsgesellschaften wagten zuerst die französischen Beiträge zur „Mittelmeer-Anthropologie“ im Anschluss an Pitt-Rivers,⁷² die Namenspraktiken im Zusammenhang mit geistlicher und leiblicher Verwandtschaft untersuchte. Methodisch folgten sie aber weniger Pitt-Rivers als vielmehr Pierre Bourdieu, der Namen als klassifikatorische Zeichen (im Sinne von Lévi-Strauss) und zugleich als symbolisches Kapital untersucht hatte.⁷³ Die klassifikatorische Funktion, so Bourdieu, bestand im kabyllischen Namensystem darin, dass Namen zu Ketten von agnatischen Vorfahren aneinandergereiht wurden, so dass der Einzelne (von Frauen spricht Bourdieu hier nicht) sich als Sohn, Enkel usw. seiner Vorfahren auswies und damit seine Position im Verwandtschaftsgefüge markiert war.⁷⁴ Der Wert der Namen als symbolisches Kapital hingegen zeige sich in der Mobilisierung verwandtschaftlicher Solidarität und im Anspruch, den ein Namensträger auf das Erbe seines namensgleichen Vorfahren erheben konnte.⁷⁵ In mehr oder minder direktem Anschluss an Lévi-Strauss und/oder Bourdieu entstanden seit Ende der 1970er Jahren vor allem im Umfeld der EHESS Paris zahlreiche empirische Untersuchungen zu den Namenspraktiken des Mittelmeerraums und des ländlichen Frankreichs, einschließlich einiger historischer Arbeiten.⁷⁶

71 Bezeichnend ist die Selbstverständlichkeit, mit der die Namenspraktiken nur für nicht-westliche oder vormoderne Gesellschaften angenommen, z. B. bei Cécile Leguy und Micheline Lebarbier, Editorial, in: *Des noms et des personnes*, hg. von Cécile Leguy und Micheline Lebarbier, Paris 2007, 7–25, 10: „Dans les sociétés de tradition orale, le nom n’est jamais une simple parole, qu’on choisirait au hasard pour sa consonance ou pour ce qu’elle évoque.“

72 Julian Alfred Pitt-Rivers, *The people of the Sierra*, London 1954.

73 Pierre Bourdieu, *Esquisse d’une théorie de la pratique. Précédé de trois études d’ethnologie kabyle*, Paris 1972, v. a. 81–95 (Utilité, conformité et utilité de la conformité), teilweise wörtlich wiederholt in Pierre Bourdieu, *Le sens pratique*, Paris 1980, 285–290.

74 Bourdieu, *Esquisse*, 81 (sehr ähnlich Bourdieu, *Sens pratique*, 285–286): Rufnamen seien „indices de la position généalogique (un tel, fils d’un tel, fils d’un tel, etc.) qui sont en même temps des *emblèmes*, symbolisant tout le capital symbolique accumulé par une lignée“.

75 Bourdieu, *Esquisse*, 82 (weitgehend wörtlich wieder in Bourdieu, *Sens pratique*, 286): „Donner à un nouveau-né le nom d’un grand ancêtre, ce n’est pas seulement accomplir un acte de piété filiale mais prédestiner en quelque sorte l’enfant ainsi désigné à « ressusciter » l’ancêtre éponyme (*isakrad djedi-s*, il a « ressuscité » son grand-père), c’est-à-dire à lui succéder dans ses charges et ses pouvoirs.“

76 Françoise Zonabend, *La parenté baptismale à Minot (Côte d’Or)*, in: *Annales ESC* 33 (1978), 656–676; Bernard Vernier, *La circulation des biens, de la main-d’œuvre et des prénoms à Karpathos. Du bon usage des parents et de la parenté*, in: *Actes de la recherche en sciences sociales* 31 (1980), 63–92; André Burguière, *Un nom pour soi. L’attribution du prénom dans la France ancienne*, in: *L’homme: Revue française d’anthropologie* 20 (1980), 25–42; Christiane Klapisch-Zuber, *Le nom « refait ». La transmission des prénoms à Florence (XIVe–XVIe siècles)*, in: *L’homme: Revue française d’anthropologie* 20